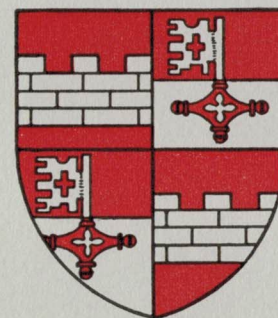


Garner Kollegi-Chronik



9. Jahrgang

Heft 2

März 1947

Aere perennius - Dauerhafter als Erz!

Zum 1400. Todestag des hl. Benedikt.

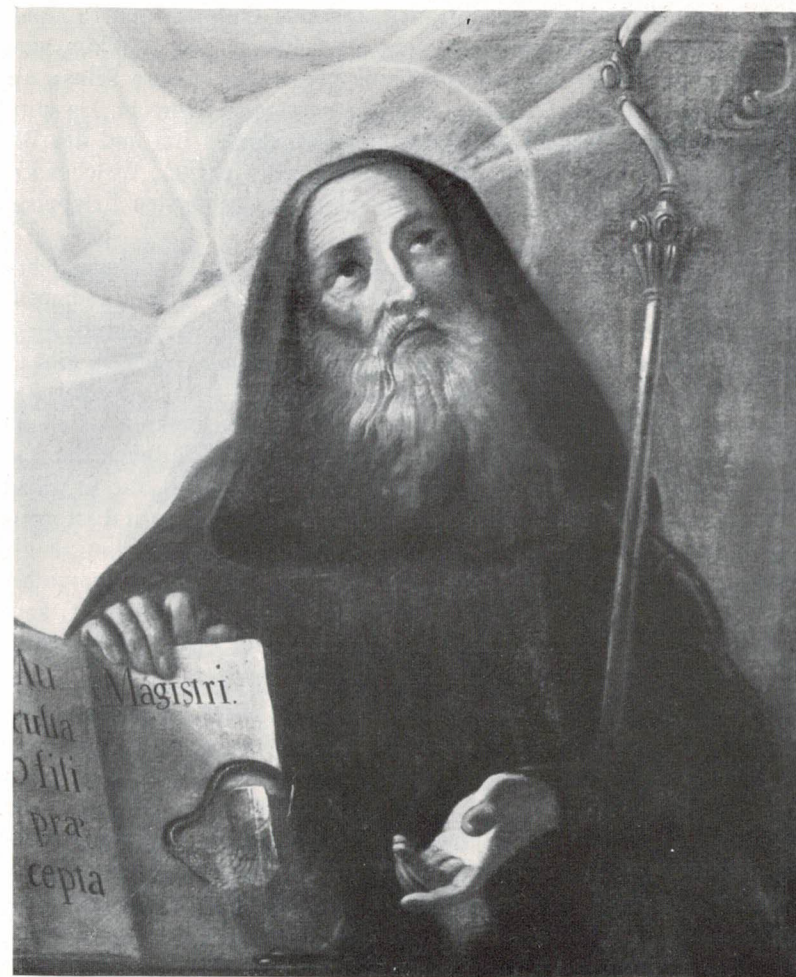
Dieses geflügelte Wort stammt vom größten römischen Lyriker. Es verrät uns die hohe Wertschätzung, die der Verfasser der »Oden« seinen Dichtungen zuerkannte. Aber so kühn Horaz auch von seinen Werken prophezeien mochte, er wäre doch samt seinen Geistesprodukten der erbarmungslosen Vergessenheit anheimgefallen, wäre nicht ein anderer Römer nach ihm gekommen, der die Kultur der Alten in die neue Zeit hinübergerettet hätte: St. Benedikt, dessen Todestag sich heuer am 21. März zum 1400. mal jährt. Was schickt sich da mehr, als daß einstige und heutige Benediktinerschüler beim Patriarchen des abendländischen Mönchtums einen Augenblick verweilen, um sich der Bedeutung dieses Mannes von neuem bewußt zu werden, der nicht nur »vom Geiste aller Gerechten erfüllt war«, sondern auch alle Charaktereigenschaften, die Rom groß gemacht haben, in sich vereinigte; denn »er ist ein ausgezeichneter Heiliger, der unter die universal historischen Männer der Welt gehört und ihre Bewunderung verdient« (Haid).

Was den Ordensstifter von Montecassino auszeichnet und ihm ungeteilte Bewunderung eingetragen hat, das ist seine, ihm eigentümliche Pädagogik, die er in seinem Meisterwerk der hl. Regel niederlegte, die nicht bloß in den Klöstern als kostbarstes Erbgut weitergegeben wurde, sondern auch außerhalb derselben unendlichen Segen stiftete. Cosimo de Medici († 1464) schreibt von ihr: »Ich habe in keinem Buch so viel Erziehungsweisheit gefunden wie in der Regel Benedikts.« Aere perennius — wahrhaftig, hier findet Horazens Wort seine eigentliche Bedeutung, seinen vollen Klang!

In der Silvesterbetrachtung des soeben verflossenen Jahres schrieb eine größere Zeitung: »... Es fehlt uns vielfach an einer richtigen Technik der Menschenbehandlung. Wir greifen den Menschen von außen her an, statt ihn von innen, an der Seele zu fassen!« Dies wußte offenbar schon der hl. Vater Benedikt, darum schrieb er, um Fehler zu

vermeiden, in sein Regelbüchlein: »Der Abt halte sich gegenwärtig, wie schwierig und dornenvoll die Aufgabe ist, die er auf sich genommen hat, Seelen zu leiten und der Sinnesart vieler gerecht zu werden, auf den einen mit Güte, auf den andern mit Tadel, auf den dritten durch überzeugende Gründe einzuwirken. Wie es die Veranlagung und die Einsicht eines jeden erfordert, passe er sich einem jeden völlig an... Während er also bessere und langsamere Seelen das eine oder andere Mal mit ermahnenen Worten zurechtweise, bestrafe er die Böartigen, Hartnäckigen, die Stolzen und Widerspenstigen gleich im Augenblick des Vergehens, eingedenk der Worte der Schrift: »Der Tor wird mit Worten nicht gebessert!« Noch stärker kommt dieses Erfasstwerden an der Seele im 27. Kapitel der hl. Regel zum Ausdruck, wo der Ordensstifter dem Abt die Sorge um die fehlenden Brüder ans Herz legt: »Mit aller möglichen Sorgfalt nehme sich der Abt der fehlenden Brüder an, denn nicht die Gesunden, sondern die Kranken bedürfen des Arztes. Daher muß er sich wie ein verständiger Arzt benehmen, ihnen gleichsam unvermerkt ältere, erfahrene Brüder schicken, die sie trösten, den wankenden Bruder ermuntern... Er ahme das liebevolle Beispiel des guten Hirten nach, der die 99 Schafe auf den Bergen zurückließ und hinging, um das eine verirrte Schaf zu suchen, mit dessen Schwäche er dann so großes Mitleid hatte, daß er sich herabließ, dasselbe auf seine Schultern zu nehmen und es so zur Herde zurückzutragen.« Die angeführten Stellen, die sich noch ergiebig vermehren ließen, zeigen genug, wie sehr es dem heiligen Gesetzgeber daran liegt, den einzelnen in der Seele, oder, was dasselbe ist, individuell zu behandeln. Individuelle Erziehung — das Schlagwort der Gegenwart, war von jeher in St. Benedikts Klöstern gelehrt und geübt nach dem Zeugnis des hervorragenden Geschichtskenners Schnürer: »Die Rücksicht auf die Individualität ist der abendländischen Kultur von den Benediktinern als Taufgeschenk in die Wiege gelegt worden.«

So sehr der Mönchsvater die individuelle Behandlung der verschiedenen Charaktere betont, redet er doch keineswegs unverzeihlicher Schwäche und Nachgiebigkeit das Wort. Neben Güte und Gewinnen handhabt der Heilige ebenso klug die Rute, das Zeichen der Strafgewalt bei den Alten. Was A. Weil in »Livre des rois« feststellt, trifft daher in keiner Weise unsern Ordensvater: »Diejenigen, welche glauben, daß man die Menschen mit bloßer Güte regieren könne, sind entweder Menschen, die sich selber alle Schwachheiten erlauben, oder gewaltige Toren, die keine Ahnung von wirklichen Menschen haben.« Der



St. Benedikt, altes Gemälde aus Muri

hl. Benedikt durchschaute die Menschen, wie mehr als ein Beispiel dar-
tut. Er wußte vom geheimen Sehnen gerade des jungen Menschen nach
einer gewissen strammen Disziplin, um aus den eigenen Schwächen her-
auszukommen, um dem geistigen Teil die Herrschaft über die sinn-
lichen Triebe zu geben, um dann Kraft genug zu haben, jederzeit und

überall dem Verbotenen zu entsagen und das Gute zu tun. So aufgefaßt, erscheint die Strafe nicht mehr als Schikane oder Willkür, sondern als notwendiger Antrieb zur Treue gegen das bessere Selbst, als Sühne für die verletzte Ordnung oder das begangene Unrecht. Da wird der Bestrafte von den ihn quälenden Gewissensbissen frei und das Bewußtsein, gesühnt zu haben, gibt ihm den Frieden zurück. Welcher Erzieher hätte nicht gerade hier die teuersten und schönsten Erlebnisse gehabt!

Damit sind wir aber noch nicht zur Grundlage der Erziehungslehre St. Benedikts vorgedrungen. Er stellte sie auf das Felsenfundament gottgewollter Autorität. Autorität braucht es überall, wo mehrere Menschen zusammenwirken müssen wie bei der Erziehung. Auch da gibt es an sich mehrere Wege und Mittel zu einem Ziele. Es ist Sache der Autorität zu entscheiden, welche Mittel und Wege im konkreten Fall zu wählen sind, sonst zersplittert sich notgedrungen die Tätigkeit der Zusammenwirkenden, und das Ganze entbehrt der Einheit, die es allein stark macht. Mit Emphase betont der große Meister: Autorität ist gottgewollt. »Der Abt gilt als Stellvertreter Christi!« Darum ist ihm zu gehorchen, »als ob Gott selbst befohlen hätte«. Von diesem übernatürlichen Standpunkt aus wird der Gehorsam nicht nur erleichtert, sondern auch geadelt, und es wird ihm das Verletzende oder Demütigende, das besonders der junge Mensch empfindet, genommen.

Schließlich versäumt der große Patriarch nicht, die ganze Erziehungsangelegenheit in die Herdwärme der Familie zu rücken. Darum der Name Abbas = Vater. Was nützen 1000 Pädagogen, wenn nicht ein Vater darunter ist, fragte sich schon der hl. Paulus. Die lebenslängliche Dauer der Abtwürde und die Beständigkeit im Kloster sind deswegen eingeführt, um das Vater-Sohnverhältnis definitiv zu begründen. Nicht müde wird ferner der Ordensstifter, für den Vorgesetzten wie für die Untergebenen die Johannesmahnung zur Liebe zu wiederholen, um dann sein Erziehungsideal mit dem 72. Kapitel zu krönen: »Wie es einen Eifer voll Bitterkeit gibt ... so gibt es auch einen guten Eifer ... der uns zum ewigen Leben führt. In diesem Eifer sollen sich die Mönche mit größter Liebe üben und einander mit Ehrerbietung zuvorkommen. Sowohl in ihren körperlichen wie geistigen Gebrechen sollen sie einander mit Geduld ertragen und sich gegenseitig gehorsam sein. Keiner strebe nach dem, was er für sich, sondern nach dem, was für andere vorteilhaft ist. Brüderliche Liebe sollen sie einander in reiner Gesinnung erweisen, Gott fürchten, ihrem Abt mit auf-

richtiger und demütiger Ergebenheit zugetan sein und durchaus nichts Christo vorziehen, der uns alle miteinander zum ewigen Leben führe. Amen.«

Fassen wir die uralten Gedanken St. Benedikts über das Erzieherproblem kurz zusammen und kleiden sie in moderne Formen, dann nehmen sie sich wie folgt aus: »Erzieher sein, das heißt hineinhorchen können in jugendliche Seelen, ihren heimlichen Sehnsuchtsruf nach sicherer Führung zu vernehmen, das heißt befreien können, was noch gebunden ist; das heißt mit klarer Zielerkenntnis und mit sicherer Hand wegmeißeln können, was noch entfernt werden muß, damit das Ideal zum Durchbruch komme. Erzieher sein — das heißt strafen können zur rechten Zeit mit einem Ernst, der den Schuldigen zur Erkenntnis seines Unrechts führt und doch mit jener Güte, die dem Verirrten schon während der Strafe die goldene Brücke zur Rückkehr baut. Erzieher sein — das heißt ahnen können, wo irgendwo Stimmungen nicht guter Art sich verdichten wollen zur Möglichkeit einer Gefahr und das ahnen und zerstreuen können, noch bevor der Zögling selbst klar geworden ist, daß hier die Hand des Erziehers eingegriffen hat. Erzieher sein — das heißt den geraden Weg seiner Grundsätze gehen und dabei jede Schmeichelei niederreten, sobald sie sich regt, — das heißt, aus Mißerfolgen lernen und fremden Tadel verachten, wo immer er im Unrecht ist. Erzieher sein — das heißt endlich, eine große, starke und heilige Liebe haben zu einem Beruf, der voll Schwere ist und Verantwortung, reich an himmlischer Freude, arm an äußerem Dank. Es heißt jene Liebe haben, wie sie das 13. Kap. im 1. Korintherbrief schildert« (Dr. Ignaz Klug).

Der flüchtige Blick in das Testament des hl. Benedikt beweist überzeugend, daß wir bei ihm die »richtige Technik der Menschenbehandlung« finden. Seine Erziehungsmethode kennt den einzigartigen Vorzug, keine fragwürdige Eintagsfliege zu sein, sondern eine Tradition von mehr als 1400 Jahren zu besitzen. Ihrer Applikation auf europäischen Raum und Zeit verdankt unser Kontinent Kultur und Zivilisation, Was läge da näher, als daß einstige Benediktinerschüler sich und ihre Einflußsphäre nach der Erziehungsweisheit »des Vorbildes, das uns auf dem Berg gezeigt wird«, orientierten? Mit Jammern über die schlechte Gegenwart mit ihrem Unverständnis für Familie, Autorität, Achtung der Einzelpersönlichkeit und so weiter baut man keine schönere Zukunft. »Wollt ihr eine bessere Zukunft haben, müßt ihr sie erziehen«, mahnte schon seinerzeit Adolf Kolping. Daher alten, echten

Benediktusgeist in die moderne Erziehung, dann wird sie keine Luftstreiche machen, sondern solide Fundamente legen, auf denen sich privates wie öffentliches Wohl erheben kann — dauerhafter als Erz — aere perennius!

P. Adolf, Muri-Gries.

Dem Andenken des seligen Luitfrid Abtes zu Muri 1085—1096.

Laßt uns preisen unsere Väter, deren Söhne
wir sind! (Sir. 44, 1.)

Die folgenden Zeilen wollen dankbar eines Mönches und Abtes gedenken, der vor 850 Jahren — am 31. Dezember 1096 — starb und dessen Leben unserm Gotteshaus zu großem Segen war. Da aber das Wirken des seligen Abtes Luitfrid größtenteils die Ernte einer vorausgegangenen mühevollen Saat darstellt, soll zuerst das monastische Reformwerk in Muri geschildert und dann die Person des seligen Abtes gewürdigt werden.

Die monastische Reform.

Es ist ein der Kirche und ihrer Institutionen ureigenstes Recht, daß sie ihr Wesen und ihre Sendung unabhängig von äußerer Bevormundung erfüllen können. Nun aber war die Kirche im Laufe des Frühmittelalters bei der Berührung mit den germanischen Völkern in Verhältnisse hineingeraten, die die freigeborne Sara zu einer unfreien Hagar herabzuwürdigen drohten. Die Begegnung der universalen, hierarchischen Kirche mit dem mehr partikularistischen Germanentum führte zur Bildung des sogenannten Eigenkirchenwesens. Danach blieb das Gotteshaus, das der Grundherr auf eigenem Boden erbaut hatte, dessen Eigentum. Nicht selten waren bei der Stiftung solcher Eigenkirchen wirtschaftlich-politische Spekulationen ausschlaggebend. Deshalb machte der Eigenherr der Stiftung gegenüber oft Rechte geltend, die sich besonders bei einem Kloster verhängnisvoll auf das innere Leben auswirken mußten. Der Klostervogt ernannte den Obern oder regierte selber als »Abt«. Der hemmende Einfluß dieser Praxis auf das Leben des klösterlichen Organismus brachte sehr viele Abteien ökonomisch sowohl wie religiös-monastisch der Auflösung nahe. Doch die Kirche trägt die Kraft ihres Lebens in sich selber. Während die Mißstände am Leibe Christi sich einfraßen, erwachten in den gesunden Gliedern neue Lebenskeime.

Der Hauptherd der klösterlich-kirchlichen Erneuerung war die burgundische Abtei Cluny. Hier erwachte das alte monastische Ideal wieder zu vollem Leben. Als der Mönch Hildebrand als Gregor VII. den Hirtenstab Petri in die Hände bekam, wurde der monastische Reformgedanke Clunys zu einem kirchlichen Programm. Der heilige Mönch und päpstliche Herrscher kämpfte unerbittlich für das göttliche Recht und siegte — nicht in Canossa, sondern in Salerno, wo er 1085 in der »Verbannung« für seine Idee starb.

Es ist ein sinnvolles Zusammentreffen, daß im Todesjahre Gregors — 1085 — Luitfrid zum Abt von Muri ernannt wurde, dessen Regierung den endgültigen Sieg der gregorianischen Reform für das Gotteshaus des hl. Martin bedeutete.

Muri war 1027 durch Ita von Lothringen auf den Gütern ihres Gemahls, des Grafen Radbot von Habsburg, als habsburgisches Eigenkloster gestiftet worden. Mönche aus der Meinradzelle im Finstern Wald besiedelten die Neugründung. Das erste Halbjahrhundert der Geschichte des jungen Gotteshauses wird völlig vom Eigenkirchenrecht regiert. Muri war Eigentum der Habsburger und darum in jeder Beziehung vom Willen der Stifterfamilie abhängig, ohne daß das Mutterkloster etwas daran ändern konnte. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde auch Muri von dem monastischen Frühling ergriffen, der von Cluny ausgegangen war und sich in den beiden Schwarzwaldabteien Hirsau und St. Blasien einflußreiche Zentren seines Lebens für die deutschen Lande geschaffen hatte. Radbots Sohn, Graf Werner, brachte den Reformgedanken Verständnis entgegen. Das »herrliche Dreigestirn« der Reformäbte Wilhelm von Hirsau, Giselbert von St. Blasien und Siegfried von Schaffhausen interessierte sich für Muri und konnte den Grafen Werner überreden, daß er am Martinstag 1082 sein Kloster aus dem habsburgischen Hausrecht entließ und freigab. Da er aber zur Einführung der von Fruktuaria übernommenen St. Blasianer Bräuche die Freiheitsurkunde und die Leitung des Klosters Abt Giselbert übergab, wurde Muri vorläufig ein von St. Blasien abhängiges Priorat, an dessen Spitze der Mönch Rupert gewählt wurde. Das Streben der Muri-Mönche aber ging auf völlige Selbständigkeit. Abt Giselberts ablehnende Haltung entspricht der Tendenz der damaligen Reformklöster. Den drängenden Forderungen der Mönche auf die Wahl Ruperts zum Abt antwortete er mit dessen Abberufung. Da wandten sich die Enttäuschten an ihren alten Herrn, den Grafen Werner. Und siehe! — Das ernste Dazwischentreten des würdigen Mannes stimmte den greisen Abt um.



Er entsandte den tüchtigen und frommen Luitfrid als Abt nach Muri.
»Die Regierung des Abtes Luitfrid bedeutet den ersten Höhepunkt
Muris als Reformkloster.«

Luitfrid als Mönch und Abt.

Mit Luitfrid kam die Persönlichkeit nach Muri, die die dortige Mönchsgemeinde brauchte: ein im monastischen Tugendwandel erprobter Mönch und tüchtiger Organisator des klösterlichen Lebens. »Die Geschichte des Benediktinertums ist die Geschichte seiner Äbte« (Herwegen). Luitfrid vereinigte mit der göttlichen Sendung als Vater und Verwalter des Hauses Gottes die vorzüglichsten persönlichen Eigenschaften. Die Reife und Erfahrung seines schon vorgerückten Alters war verbunden mit weiser, starker Güte. Sowohl die Zeitgenossen wie auch die Hauschronisten des 17. und 18. Jahrhunderts rühmen Luitfrids Geduld und Klugheit — *vir prudentissimus* —, wodurch er die Herzen der Brüder gewann. Dieser starke und milde Luitfrid war der rechte Mann für unser Kloster nach der Unsicherheit und dem Auf und Ab der Meinungen in den vergangenen Jahren.

Luitfrids Klugheit zeigt sich denn auch bei der Ordnung der Rechtslage der Abtei. Das völlige Zurücktreten des Stifterhauses hatte dem Kloster neue Rechtsunsicherheit gebracht. 1086 kamen deshalb der Abt und Graf Werner II. überein, daß künftighin der älteste Sohn des Hauses Habsburg aus den Händen des Abtes die Schutzvogtei über das Kloster empfangen solle. Das war kein Kompromiß mit dem Eigenkirchentum; denn Werner stellte Muri unter den direkten Schutz des Heiligen Stuhles, in dessen Auftrag er fortan dem Kloster dienen wollte. Graf Werner starb fast gleichzeitig mit Abt Luitfrid. Das Nekrologium des dankbaren Hausstiftes führt ihn unter dem Beinamen »der Fromme« an.

Das Mönchsleben ist vor allem und zuerst religiös-geistliches Leben. Die *Acta Murensia*, unsere älteste Klostergeschichte aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, nennen Luitfrid einen »*vir valde religiosus*«, einen tief innerlichen, gottverbundenen Mann. Luitfrid trägt in seinem geistigen Antlitz die schönsten Züge der benediktinischen Frömmigkeit: eine einfache, ungekünstelte, echte, warme Religiosität, genährt aus der belebenden Kraft des liturgischen Gotteslobes, verklärt vom Zauber einer edlen Marienminne. Es klingt gar nicht unglaublich, wenn die poesievolle Luitfrid-Legende zu berichten weiß, daß ihn der Herr bisweilen in gnadenvollen Stunden der Beschauung seine göttliche Nähe erleben ließ. Auf seinem Schmerzenslager hört er Melodien psallender Mönche, und singende Engel verklären seinen Tod. Luitfrid war kein gelehrter Mönch, der Wissenschaft und Kunst um Wertvolles bereichert

hätte. Luitfrid war der Mensch voller Innerlichkeit und Tiefe des religiösen Gemütes, an denen das benediktinische Mittelalter so reich war.

Luitfrid legte denn auch als Abt den Schwerpunkt seines Wirkens mit allem Eifer auf die Pflege des übernatürlichen Lebens, auf die Bereicherung der Ewigkeitswerte, ohne deswegen die irdischen Kulturwerte geringzuschätzen, wissen wir doch, daß unter ihm die Wissenschaft liebevoll gepflegt wurde. Eine ansehnliche Bibliothek mit biblischen, patristischen, hagiographischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Werken diente der geistigen Betätigung der Priester-mönche. »Was wäre das Leben eines Religiösen ohne Bücher!«, ruft der Chronist aus. Die Acta Murensia spenden darum nicht nur dem Mönch, sondern auch dem Abt Luitfrid höchstes Lob: *vitae monasticae institutor probatissimus*.

Die benediktinische Abtei ist eine »Schule des Dienstes für den Herrn«, und dieser Dienst wird vollzogen durch den Herrendienst im engsten Sinn, das Opus Dei, und durch die Übung der Tugend im monastischen Lebenswandel. Luitfrid ist in seiner liturgisch-religiösen Richtung wie auch in der disziplinär-asketischen Formung unseres Klosters treuer Vertreter der cluniazensisch-hirsauischen Reform. Das Opus Dei wurde wie zur Zeit des hl. Benedikt als das Herzstück des Mönchtums angesehen und deshalb mit heiliger Freude gesungen. Die besten Zeiten unserer Abteien waren denn auch Zeiten, in denen dem heiligen Gebetsdienst liebevolle Pflege geschenkt wurde.

Der Wille des hl. Benedikt geht unzweifelhaft dahin, daß sich das Leben des Mönches im Bereich der claustra monasterii abspiele. Als Luitfrid nach Muri kam, standen die Klausurmauern schon. Dennoch bemerken die Acta: *iste locus a divae memoriae Luitfrido Abbate ad regularem vitam ordinatus est*, daß Luitfrid Ordnung in das reguläre Leben des Klosters gebracht habe. Denn die Unsicherheiten der vergangenen Jahre waren dem innerklösterlichen Leben nicht günstig gewesen. Erst Luitfrid konnte nach der rechtlichen Sicherstellung des Gotteshauses die Atmosphäre der Ruhe schaffen, deren das Mönchsleben, soll es fruchtbar sein, bedarf. Die Liebe zur Abgeschlossenheit des Klosters ist ein Wesensmerkmal unseres heiligen Gesetzes, ein Hauptanliegen jeder Zeit der Besinnung. Es tönt wie ein Echo aus Luitfrids Zeit auf St. Benedikts »*usque ad mortem in monasterio perseverantes*«, wenn der Verfasser der Acta den Mönch nicht dauernd außerhalb des Klosters beschäftigt wissen will: *Monachum non debere nec posse sacerdotem esse populi*. — So schenkte Luitfrid seiner Mönchsgemeinde die Ruhe der Ordnung

in der Geborgenheit des Cönobiums und damit den Frieden, die Pax benedictina, dieses schönste Ziel des Mönchslebens, jenen Frieden, den sein Name bedeutet: Luitfrid, Friede den Menschen.

Luitfrid führte den Abtstab leider nur elf Jahre. Er starb am 31. Dezember 1096. Die Stätte seines Grabes entzieht sich unserer Kenntnis. Sein Wirken blieb jedoch den kommenden Geschlechtern unvergessen, sein Beispiel verpflichtend. Den Titel eines »Seligen« trägt Luitfrid erst seit dem 17. Jahrhundert. Liturgische Verehrung wurde ihm bis jetzt nicht zuteil, während Engelberg seine Hausseligen mit einem Motivamt zu Ehren aller heiligen Mönche feiert. Im Jahre 1644 legte Abt Johann Jodok Singisen, der zweite Gründer unseres Klosters, erstmals einem Neuprofessen den Namen Luitfrid bei. Seither trägt immer ein Mönch den Namen des Seligen.

Noch stehen zum Teil die Mauern der romanischen Klosterbasilika, in der einst Luitfrid mit seinen Mönchen den Lobpreis Gottes sang. In der milden, ersten Dämmerung der abgeschiedenen Krypta lebt ein unendlicher Friede — aus der Erinnerung taucht die Gestalt des seligen Abtes und weckt im Herzen die Liebe zur ehrwürdigen Vergangenheit der klösterlichen Heimat.

P. Rupert.

Erinnerungen des alten Balbeler an Kaplanen-, Stifts- und Klosterschulen seiner Zeit (Fortsetzung.)

Die Stiftsschule des Kollegiatstiftes St. Michael Beromünster.

Der alte Balbeler war ein echtes Münstererkind. Wie schön sind noch in seiner Alterserinnerung die Kinderlehren im St. Gallenkäppeli, das sich an den altersgrauen Kreuzgang der Stiftskirche anlehnt! Diese Kinderlehre hielt zu Herzogs Zeiten der damalige Helfer Ludwig Lütbert, der spätere Chorherr (1773—1858).

»Ich mußte nämlich zu Helfer Lütbert in die Kinderlehre an Sonntagen-Nachmittag. War es schon lustig um das St. Gallenkirchli herum, im Kreuzgang mit den vielen Epitaphien, da wo Münsterer und Gunzwiler sich ausklopften und andere Lustbarkeiten verübten, so war es in der Kinderlehre selber noch unterhaltsamer. Die ganze hölzerne Diele ist in Felder eingeteilt und in jedem dieser Quader eine Geschichte abgemalt; ein Jäger, ein Garten mit Springbrunnen, ein Baum, ob aus dem

Alten oder Neuen Testament, aus der Vaterlands- oder aus der Göttergeschichte — das hat meine Erinnerung nicht behalten. Helfer Lüthert setzte sich seine Brille auf und stund in der Mitte und die zwei Buben, so das Hauptstück (Canisi) aufsagen mußten, hielten ihre theologischen Thesen, und nachdem sie ein Bild, Rosenkranz, Skapulier erhalten, zogen sie, hochentzückt und leicht ums Herz, an ihren Ort und Herr Helfer fing an, indem er fortfuhr, die 10 Gebote zu erklären und nachher ein wenig ausfragte. Gerade ein Jahr brauchte er, um den Dekalog fertig zu machen. Die Fastenkinderlehre wurde im Schulhaus gehalten und wenn es zum Beichten kam, ging alles zum Helfer, was der Leutpriester nicht gerne hatte.«

»Die meisten Münsterer lernen Musik, bekommen eine Anstellung schon als Buben im Kohlhüttli, als Chorknaben mit Schiffli und Rauchfaß oder Kerzenstöcken, etwa im Chor als Sänger, oder auf der Orgel, bald in der Sakristei, bald im Glockenhaus. Sie erhalten hier nicht bloß Lust zum geistlichen Stande, sondern der geistliche Sinn, Anstand, Haltung und Interesse wächst mit ihnen auf.« Mancher Junge fand so den Weg über die Kirche zur Stiftsschule und in eine geistige Welt.

Die Lateinschule des Stiftes Beromünster läßt sich bereits zur Zeit der Gründung des Stiftes (970—980) nachweisen. In der letzten Periode der alten Stiftsschule (1600—1866) konnte sich der Schulmeister, frei von allen Nebenämtern, ganz dem Lehrfache widmen. Von dem im Jahre 1617 von Propst und Kapitel gewählten Schulmeister forderte man nicht nur eine gründliche wissenschaftliche und musikalische Bildung, sondern auch ausgezeichnete Frömmigkeit, damit der Lehrer den Schülern ein gutes Beispiel sei. Er soll sie vorab im katholischen Glauben, sodann in den profanen Wissenschaften, in der griechischen und lateinischen Sprache, die Befähigten im Choral- und Figuralgesang tüchtig bilden, und zwar nach dem Lehrplan der Jesuiten in Luzern. Der Unterricht dauerte von morgens 7—9 Uhr; hierauf wohnen die Schüler dem Stiftsgottesdienst bei; von 10—11 Uhr war Gesangsunterricht. Nachmittags dauerte die Schule von 1—3 Uhr, bis die Vesperglocke Lehrer und Schüler wieder in die Kirche rief. Propst Dr. Wilhelm Meyer von Luzern, regierend von 1640—1676, hatte die Absicht, in Münster ein Gymnasium zu gründen und es der Gesellschaft Jesu zu übergeben, konnte aber seinen Plan nicht verwirklichen. An die Stelle des Schulmeisters trat der »Schulherr«; die Lehrer sind von 1683 an stets Geistliche. 1866 wurde unter Propst Aloys Röthelin von Beromünster (1864—1869), einem tüchtigen Schulmanne, die bisher zwei-

klassige Stifts-Lateinschule in eine kantonale Mittelschule (Progymnasium und Realschule) mit vier Klassen erweitert.

Herzog schildert uns in seinem »Ehrentempel« die Choralistenzeit des Pfarrers Ludwig Troxler von Münster, gestorben 1859 als Pfarrer von Eschenbach, wie folgt: »Aber die goldene Zeit dauert auch in Beromünster nicht länger als einige Jahre. Da heißt es am Morgen: auf in d'Kirche und dann in die Schul; dann heißt es z'Nüni und z'Obend tragen auf die Strecke hinaus (Bürgermoos, an dem alle Bürger Anteil haben)! Dann fängt schon ein wenig die Müh' der Arbeit an; man ist nicht mehr so souverain, sondern es bildet sich ein bestimmter, wenn auch kleiner Pflichtenkreis aus, eine Art Anstellung öffnet sich und nimmt den jungen Bürger in Anspruch und fesselt ihn.

Die Aufklärung forderte in jener glücklichen Zeit noch nicht so viel Zeit und Aufwand, sie brandschatzte den jungen Menschen noch nicht so schrecklich wie jetzt, wo eine Stunde die andere ruft und die Fachlehrer einander ablösen wie Soldaten auf der Wacht oder Schauspieler auf der Bühne. Die untere Schule war ein Kinderspiel und die mittlere tötete auch niemanden; etwas anderes war's in der oberen Lateinschule, wo eine andere Sprache sich ankündigte. Rechnungen übers Kreuz, ein ganz anderer Canisi, eine andere Montur sogar, da wir blaue Mäntelchen trugen in der Kirche, nur Lineal und »Totzen« waren die gleichen, doch länger und empfindlicher. Bei Caplan Lips lernten wir singen, wo zuerst das »Argumentli«, eine Art musikalische Sprachlehre, auswendig gelernt werden mußte, dann mußten wir solmisieren, sofort den Text nach der Geige, neben, mit und an derselben, so daß, wenn dem Instruktor eine Saite gesprungen, wir so stumm wurden als die Geige selber. Wer ein Jahr lang so täglich gesungen, wurde promoviert, konnte auf die Orgel, mußte aber eine Art Promotion aushalten, sich ausweisen, daß er capabel sei, etwas Tüchtiges zu leisten. Auf der Orgel hatte man einige kleine Privilegien und man hatte etwas zu bedeuten; man war freier und von Zeit zu Zeit gab es einen Batzen Geld, an Comödien ein Freibillet, das heißt, man trug eine Geige oder den Basso auf die »Schütti« (altes Kornhaus des Stiftes, jetzt Theater) hinauf und ging nicht mehr hinaus. Auch konnte man ein Prämium bekommen; obwohl das Musik-Prämium damals nicht im besten Ansehen stand, war man doch froh darüber, im Falle man kein besseres bekam. Es war eine große Feierlichkeit bei dieser Austeilung, wobei das ganze löbliche Stift, samt vielem Volk auf der Capitelsstube versammelt war. Schon die Stube selber mit ihrem gemalten Ofen, den herrlichen

Tafeln, Porträits berühmter Päpste, die seidenen Vorhänge, die hohen Fenster, die kunstvolle hölzerne Diele und der Umstand, daß sonst die Stube im Jahre nur einmal für die »Fleckler« oder Bürger aufging: alles das war schon im Stande, einen wilden Renommisten, der das ganze Jahr prahlte, das sei ihm ganz gleich um ein Prämium, zu erschüttern, so daß man doch eine Reu und Leid machte, weil man nicht besser »gelehrt« und mehr oder weniger dachte, das nächste Jahr müsse es nicht mehr so gehen! Wenn nun aber der Schulherr, nachdem die letzte Geige ausgetönt, an sein Pult ging, und eine Rede las, und dann die Spieße kamen und es hieß: Ludwig Troxler accedat, und der älteste Choralist auf einer silbernen Schüssel einen goldenen Michelspfennig an blauem und gelbem Bande dem gnädigen Herrn hintrug, der dann dieses Kreuz der Ehrenlegion dem fleißigen, braven Schüler um den Hals hing, welcher sofort allen Chorherren die »Schmutzhand« gab und jeder zu ihm sagte: »nu, nu, du hast dich brav gehalten«, ja dann klopfte auch dem unteren Schmid Xaver das Herz und er hätte mögen in Boden hineinkriechen, daß er nicht fleißiger gewesen und jetzt leer heim müsse.«

Gerade zärtlich gingen ja die Münsterer Schulherren mit ihren Zöglingen nicht um, das Jahrhundert des Kindes war noch nicht entdeckt, und doch muß die Kindheit dieser Männer, die aus dieser Schule herkamen, reich und schön gewesen sein. Zu Herzogs Zeiten (1809—1818) war der gestrenge Kaplan Jos. Blum (1786—1859), Schulherr in Beromünster. Blum ist bekannt als Kirchenhistoriker und Sailerschüler. »Sie wissen noch zu erzählen, seine lebenden Schüler, von der rigorosen Strenge, womit Blum ihre Schritte, ihre Spiele, ihren Aufenthalt von weiter Ferne mit seinem Glase beobachtete, und wohin der Vermittler seines kurzen Auges nicht reichte, da waren andere Organe aufgestellt, um schnell jeden Schwank, jede Meisterlosigkeit, jeden Leichtsinn zu hinterbringen; sie wissen noch jetzt zu erzählen von den Bergen Papier, die sie abschreiben mußten, von den meer- und andersröhrigen Stöcken, die auf ihren Händen zersprungen und gleich Waffen nach einer Schlacht auf dem Boden umherlagen, sie haben nicht vergessen, wie er sie, die wilden Söhne Bero's, mit Aufgaben fast erstickt, um keine Zeit zu Lumpereien zu lassen! Aber auch eine ehrsame Bürgerschaft, Hinterlassen wie Streckiburger, haben nicht vergessen das wilde, abentheuerliche, gewagte Treiben von den damaligen Oberschülern in Münster, wie sie sogar einmal den Teufel selbst beschwören wollten, daß er ihnen Geld bringe! Alle Celebritäten, die Münster aufzuweisen hatte,

bis auf die jüngste Zeit, an Geistlichen, Schultheißen, Professoren, Geschichtsschreibern, Humoristen, Organisten, Discantisten, Choralisten und Violinisten — sie alle sind aus dem engen Raume jener vier Wände der oberen Schule hervorgekrochen, ausgebrütet und ausgeprägelt worden. Da sah das Auge nichts, als wenn allfällig ein Kanonikus oben auf dem Platz seine Aussicht in den Flecken genoß und hin und her spazierte, das andere Fenster schaute an die Mauer eines Fruchtspeichers, auch hörte man nichts als an Freitagen unten in der Schal die Kälber brüllen. Das Stübchen selber war so einfach geziert, als ob nichts sicher sei: eine Schweizerkarte, ein Kruzifix, einige Lineale, aber nicht für die Künste des Friedens und bloß zum Tändeln, sie bargen einen furchtbaren, oft blutigen Ernst in ihrem Innern; dann das Pult des Schulherrn und ein einfacher Stuhl samt einem grünen Ofen, das ist der Boden, aus dem Berona's berühmte Männer hervorgegangen sind, aus schlechter Methode, schlechten Lehrmitteln, finsterem Aufenthalt, unter den Launen eines Lehrers, der das Schulhalten giftiger haßte als wir das Lernen und Stillsitzen! Jetzt ist eine ganz andere Ordnung — wir wünschen der Jugend Glück dazu, so daß das Äußere nicht schuld ist, wenn nicht aus jedem kleinen ein »großer Münsterer« wird.«

Der med. Otto Küng, Luzern.

Unsere Weihnachtssendung am Radio

Am Stefanstag, 26. Dezember 1946, von 17.30—18.00 Uhr, sandte Radio Bern über Beromünster aus unserm Kollegium eine Weihnachtsfeierstunde. Obwohl wir in der letzten Nummer der Kollegi-Chronik darauf aufmerksam machten, ist dieser Weihnachtsgruß doch manchem Altsarner entgangen. Das Echo aus aller Welt war trotzdem sehr erfreulich. Wir geben nachstehend einige charakteristische Stimmen aus dem Kreise der Hörer. Allen voran gab sofort der hochwürdigste Bischof von Basel, Franziskus von Streng, seiner hohen Genugtuung über die bestgelungene Sendung beredten Ausdruck. Es war für uns eine große Freude, daß unser Weihnachtsgruß nicht nur bei unsern Bekannten und Freunden, sondern ebenso bei uns völlig unbekannten Menschen, Geistlichen wie Laien, Katholiken wie andersgläubigen Musikern, bis weit hinaus in die deutschen Lande begeisterte Aufnahme fand, so daß man es sich nicht nehmen ließ, uns ungeteilte Sympathie und Anerkennung auszusprechen:

»Das war etwas wirklich Erhebendes — eine weihevolle Erbauung für weite Kreise.« »Soeben habe ich Ihren prächtigen Choral gehört.« »Ihre Radioübertragung war sehr schön, eine würdige Weihnachtsfeier. Ich habe an die Programmleitung des Studio Bern geschrieben, man möge bald wieder solche Musik senden, und auch wieder zu so günstiger Zeit.« *«On sentait le sérieux et la gravité de la liturgie, la conviction fervente aussi des chanteurs, leur ensemble excellente.»*

»So wie ich alles am Radio beurteile, stachen besonders die Knabenstimmen hervor durch Glanz und Schönheit.« Ein andersgläubiger Musiker, Dirigent und Komponist, schreibt: »Ich darf Ihnen sagen, daß mich diese Gesänge aus einer andern, mir »12-Tonmusiker« so fernen Welt eigenartig stark berührten, und ich hörte während dieser halben Stunde merkwürdig betroffen und ergriffen hin. Oder war es vielleicht nicht eine gar so ferne Welt? Bestimmt nicht, wenn ich als Musiker, nicht als gerührter Mensch hinhörte, und (— wie könnte es anders sein? —) ich lauschte eben doch auch als Komponist, der hier eine unerhörte Kunst der Stimmführung und Deklamation gewahr wurde. Lassen Sie mich Ihnen sagen, wie es mir dabei ergangen ist: Ich stellte zunächst eine hohe Gesangskultur in Klang und Aussprache fest, dann ein in solcher schönen Gelöstheit selten zu hörendes Singen ungebrochener Stimmen...«

Es ließen sich noch viele Schreiben anführen von solchen, die die Übertragung als Erinnerung an frühere Kollegi-Zeiten besonders nahe berührte, andere beglückte das schöne Arrangement mit den gesprochen erläuternden Texten, die den Genuß wesentlich erhöhten, andere bewunderten den Rhythmus und die Dynamik, wieder andere die liturgische Gedeihenheit dieser Musik.

Ein unbekannter Geistlicher aus dem deutschen Allgäu schreibt: »Den zweiten Weihnachtsfeiertag des alten Jahres werde ich nie vergessen. Die Übertragung des Weihnachtssingens der Schweizer Benediktiner hat auf mich so gewaltig eingewirkt, daß ich ... ein paar Worte der Anerkennung Ihnen schreiben muß. Obwohl mir als kath. Geistlicher die liebevolle Pflege der Liturgie und der Musik in Benediktinerklöstern an sich nichts Neues ist, muß ich feststellen: hier ist Neuland. Die ganze Art der Darbietung war neu. Sehr zum Erfolg beigetragen hat die sprachlich hervorragende Einführung. Diese Übertragung war mir ein herrliches Weihnachtsgeschenk. Da kann man so recht sagen: *Vivant sequentes!*...« Und aus dem »Freischütz«: »Neben der ergreifenden Schönheit des vorgetragenen Chorals in mustergültiger Klangreinheit

und echt benediktinischem Rhythmus hat uns persönlich die Einheit in der Musikart gefreut. Hier wurde der Fehler vieler vermieden, den Choral neben der mehrstimmigen Musik wirken lassen zu wollen. Wir freuen uns, daß das bekannte Benediktinerkollegium Sarnen in der Pflege der echten Schönheit ausgesprochen kirchlicher Musik in unserem Lande führend geworden ist.«

Zum Schlusse sei im Auszug der begeisterte Brief hergesetzt, den Marcel Baumann, stud. iur., aus Männedorf sandte.

»Der Gruß eines Menschen, den man liebt, bereitet immer Freude. Wenn aber geschätzte Lehrer ihre einstigen Schüler mit einem derart umfassenden und doch so persönlichen Weihnachtsgruß — wie es die Choralendung unseres Kollegiums durch Radio Beromünster war — beglücken, dann wird diese Freude zum tiefempfundenen Dank für das schönste Geschenk, das uns geistliche Lehrer machen können: für ihr Gebet, ihre Liturgie. Wohl noch nie, wie gerade in jener Weihestunde, hat mich der Gedanke an die ganze große Sarnen Familie, die in stiller Anbetung vor der Krippe des Herrn kniete, so tief ergriffen.

P. Ivo, der unermüdliche Kämpfer für den gregorianischen Choralgesang, und seine flotte Sängerschar haben hier eine Leistung vollbracht, auf die nicht nur das Kollegium, sondern auch wir Altsarnen recht stolz sind, war sie doch ein erneuter Beweis für die vortreffliche Pflege, die man in unserer Schule dem Choralgesang angedeihen läßt. Es ist für einen alten Schüler, der sich nur schweren Herzens von einer Sängergemeinschaft, die ihm während fünf Jahren so manche schöne Stunde geschenkt hatte, trennen konnte, stets eine herrliche Genugtuung, wenn er dieses Urteil auch aus berufenem Munde — ich denke dabei an einen der größten Schweizer Chordirigenten — entgegennehmen darf, wenn er als aktiver »Cäcilianer« so vielen Menschen begegnet, denen die Sarnen Choralpflege zum Begriff geworden ist. Und wenn gar inmitten einer großen Schar von 300 Sängern und Sängerinnen Grundsätze seines verehrten Lehrers an sein Ohr klingen, dann schwingt in seinem Herzen neben dem berechtigten Stolz auch eine wehmütige Erinnerung an jene unvergeßlichen Proben mit, an Proben, die ich heute — ich hätte es damals mit meinem jugendlichen Ungestüm, der sich nicht selten innerlich und äußerlich gegen die bisweilen recht aufreibende Probenarbeit auflehnte, niemals geglaubt — sehr vermisste.

Der Weihnachtsgruß unserer Lehrer will auch ein Mahnruf sein! Man spricht so oft von den Pflichten des katholischen Akademikers, ohne dabei seine ernste Verpflichtung um unsere Kirchenmusik — ins-

besondere des Choralgesanges als der Kirchenmusik — zu erwähnen. Und doch darf gerade der Choralgesang nicht nur die Angelegenheit einiger weniger, sondern muß eine Herzenssache jedes aufgeschlossenen Katholiken, vor allem des Akademikers sein! Als Schüler eines Ordens, der sich in seiner ruhmvollen Vergangenheit um die heilige Sache des Choralgesanges höchst verdient gemacht hat und dessen Wahlspruch: »ora (dazu gehört auch das gesungene Gebet) et labora« wir uns zur Lebensmaxime gemacht haben, sind wir für die Förderung des gregorianischen Choralgesanges doppelt verpflichtet.

Und welches ist unsere Aufgabe? Als Sänger treten wir dem Kirchenchor bei und arbeiten beständig an der persönlichen Vertiefung. Wir begeistern durch unser Beispiel auch die übrigen Chormitglieder für diese ideale Aufgabe und veranlassen, daß nicht nur der Chorleiter, sondern auch weitere Freunde des Choralgesanges die Schulungskurse der Studiengemeinschaft für gregorianischen Choral besuchen und sich hier das geistige Rüstzeug für eine vorbildliche Choralpflege holen. Als Nichtsänger aber setzen wir uns immer und überall für die Pflege eines guten Choralgesanges in der Pfarrei ein!

Also spricht der Jurist, der sich nun wieder seinem corpus iuris zuwendet, im stillen sich aber von ganzem Herzen auf den Tag freut, da er wieder die altbekannte schmale Wendeltreppe zur Orgelempore der Gymnasialkirche hinaufsteigen und mit kräftiger Stimme in das Lob Gottes einstimmen darf.«
D. Red.

Aus dem Studentenviertel

Liebe Leser!

Wie Sie in der letzten Chronik lesen konnten, hinkt mein Bericht ordentlich hintennach. Aber ganz munter leg' ich einen Grund darunter: Ich will nämlich das Leben hier am Kollegi ähnlich erzählen, wie Sie es, verehrter Leser, im rosigen Lichte der entfernteren Vergangenheit sehen. Sie schauen auf Ihre Kollegizeit wie auf etwas Einheitliches, Gesamtes zurück, während uns nur immer wieder die einzelne Episode vor den Augen steht.

Der Spätherbst mit den düsteren Tagen stimmte auch uns alle etwas nachdenklich. Auf unseren Rundgängen um das Gymnasium erlebten wir, wie sich die Natur zur Ruhe vorbereitete. Ein Blick galt stets dem Gemüsegarten vor dem Professorenheim, wo der tüchtige Bruder Gärt-



Szene aus der Oper »Joseph«, 2. Akt:
Joseph, Jakob und Benjamin vor Memphis

ner die letzten Beete abräumte und das Erdreich sorgfältig neu bestellte. In jenen Tagen gerade (8. bis 11. November) durften wir Studenten in den heiligen Exerzitien das Unkraut im Garten unserer Seele abräumen und ihr Erdreich für das Wachstum im Guten neu zubereiten. Zwei Patres Kapuziner (ein Novum in der Geschichte des Kollegiums!) waren uns Führung und Beistand. Alle beteiligten sich mit ernstem Eifer: Deus Israel, custodi hanc voluntatem!

Unser verständiger Pater Rektor teilte den St. Martinstag wie der heilige Martin seinen Mantel und gab uns zu einem Spaziergang den Nachmittag frei.

Das Auftreten des »Mumpfs« bot einen besonderen Anlaß zur Selbsterkenntnis, die uns in den Exerzitien sehr empfohlen wurde. Wir wissen, jede Krankheit sucht ihre bestimmten Opfer, so eine Kinderkrankheit eben ihresgleichen. Um uns vor Ansteckung zu bewahren, forderte uns die Obrigkeit in einem Anschlag auf, mit violetter Wasser eifrig zu gurgeln. Siehe da, der Gehorsam wirkte diesmal Wunder!

Am Nachmittag des 21. November wurde ein ganzes Rudel »Füchse« in den »Fuchsenstall« aufgenommen. Einer so flotten Schar, wie das

die Studentenverbindung *Subsilvania* darstellt, entspricht eine alte, durchlöchernte Fahne nicht mehr. Die Burschen und Füchse begannen zwar nicht zu weben und zu sticken, sondern sie veranstalteten einen »Bunten Abend« gemäß dem Grundsatz der Weltwirtschaft: »Jeder gibt von seinem Überfluß.« Mit viel Fleiß und Geschick meisterten die *Subsilvaner* in kurzer Zeit ihre Aufgabe. Ähnlich wie die Waschpulverfabrikanten, so gab auch unsere »Waschgenossenschaft« große Stücke auf die Reklame und organisierte einen Propagandaumzug nach dem wirtschaftlichen Viereck von Sarnen. Der ganze Anlaß hatte nach Aussagen des Kassiers einen vollen Erfolg.

Inmitten des geschäftigen Treibens der Philosophen fiel das Fest der heiligen Katharina. Obwohl diese Heilige den meisten Studenten unbekannt ist, rechnet man doch mit wissenschaftlicher Genauigkeit aus, daß die Philosophen an diesem Tage schulfrei haben. Am Nachmittag begleitete uns der Kunsthistoriker Dr. Linus Birchler, Professor an der ETH, in verdankenswerter Weise nach Zug und Cham-Städtli (St. Andreas)). Unser Ziel war vor allem die spätgotische St. Oswaldskirche und ihre schätzerreiche Sakristei. Da uns Dr. Birchler abends zuvor die Baugeschichte dieses ehrwürdigen Gotteshauses an Hand von Lichtbildern dargelegt hatte, konnten wir seinen temperamentvollen Ausführungen leicht folgen.

Wir am Kollegi wollen nicht nur die Kunst genießen, sondern auch selbst etwas Schönes bieten. Pater Ivo durfte die Freude erleben, daß sein stetes Bemühen um einen würdigen Choral am Stephanstag durch die Wellen des Senders Beromünster aller Welt bekannt wurde. Aber nicht nur für den Kirchenchor bedeutete die Radio-Aufnahme einen Höhepunkt, sondern auch für die Feldmusik, von der es in der letzten Chronik hieß, daß sie sogar ohne Dirigent im Takt bleibe. Einige von ihr gespielte Märsche werden demnächst am Radio zu hören sein.

In der ersten Woche des Dezember ist am Kollegi der Samichlausstag wie ein Atemschöpfen vor dem letzten »Chrampf« des Trimesters. Am 6. Dezember, der traditionsgemäß schulfrei und mit Geschenken reich beladen ist, hielt uns nach dem Vesperbrot der verehrte Abbé Schmid von Genf einen Vortrag über die Tätigkeit des Roten Kreuzes. Leider war die Tonstärke des gezeigten Tonfilms nicht derart, daß man ungehemmt Nüsse knacken konnte! Die leichtverständlichen Ausführungen des verehrten Referenten und besonders seine Anregung, einen Schulausflug nach der Rhonestadt zu machen, fanden den unge-

teilten Beifall aller Studenten. Ein noch internationaleres Gepräge hatte der zweite Dezembersonntag, das Fest von Mariä Unbefleckte Empfängnis. An diesem Tage empfing das Kollegium den ersten Bischof, der bisher aus den Reihen ehemaliger Schüler von Sarnen hervorgegangen: Seine Exzellenz Bischof Josephus Grüter, apostolischer Vikar von Umtata in Südafrika. Im Hochamt hielt er den Studenten die Festpredigt — eine seiner ersten deutschen Predigten. Nach der Vesper fand im Theatersaal der offizielle Empfang statt. Das sichtbar gewordene Oberhaupt des Kollegiums hielt die Begrüßungsansprache und zeigte uns wie in einem Spiegel das Leben des hohen Gastes. Dieser erzählte uns dann in heiterer Weise einige Erlebnisse aus der Sarnen Studentenzzeit, worauf er unter Darbietung von Lichtbildern auf sein Missionsgebiet in Südafrika zu sprechen kam. Die schlichte Art seines Auftretens gewann ihm die Zuneigung aller Studenten, zumal unter uns eine große Begeisterung für die Missionen herrscht. Pater Rektor nährte diese Freude noch mit einem Versprechen, daß die Studenten bei einem zweiten Besuch des verehrten lieben Bischofs — etwa in 10 Jahren, wie Pater Rektor rechnete — nicht nur einen halben, sondern einen ganzen Tag lang die Bücher im Pult lassen dürfen.

Trotzdem das Wetter nun kälter wurde, hörte das Frühturnen, wie viele es wünschten, keineswegs sofort auf. Unser »Tätschmeister« ist eben ein ausgezeichnete Mathematiker und betrachtet auch die Null auf dem Thermometer nicht als Zahl. Endlich am 15. Dezember mochte ihn das Sprichwort vom Ende, das das Werk krönt, bewegen, das Frühturnen zu sistieren.

Bald darauf kam der frohe Tag, an dem die Konviktisten zum letztenmal im Jahre 1946 in raupenartiger Aufstellung die Brünigstraße überquerten. Am Morgen des 21. Dezember schien es, als ob der erste freiwillige Wettlauf des turnerischen Vorunterrichtes nach dem Bahnhof abgehalten würde. Es galt die Parole: »Beatus ille, qui procul, weit weg ist von der Schul'«.

Auch die Professoren wurden um diese Zeit flink und schrieben in aller Eile die Zeugnisse, daß diese noch vor Weihnachten zu den Studenten heimkämen.

Während in den Kriegsjahren Bruder Otto, unser General Dufourneau, die Dauer der Winterferien bestimmte, kürzten die Professoren dieselben wieder auf 17 Tage.

Am 7. Jänner 1947 rückten wir wieder ein. Wie nachdenkliche Abgeordnete in das Londoner Parlamentsquartier ziehen, so steuerten wir auf die verschiedenen Unter- und Oberhäuser zu — einzige Anlage der Welt, mit der man das Kollegi vergleichen kann. Schon in der ersten Schulwoche lichtete eine »Infulenza« die Reihen der Studenten in den Schulbänken.

Am Sonntag nachmittag, den 12. Jänner, fütterten die Konviktisten eine Schwanenfamilie, die sich zwischen den Einsschollen des »Vortümpels« durchkämpfte. Die Schwäne boten ihnen als schwerfällige Schlittschuhläufer ein ergötzliches Bild. Im Kollegi selbst vernahm man in jener Zeit etwas wie Schwanengesang: Es waren dies die Vorbereitungen auf die Oper »Joseph und seine Brüder«. (Außerdem sei in der Wandelhalle des Professorenheimes allabendlich die vielsagende Pantomime »Der Mond ist aufgegangen« aufgeführt worden.) Nicht nur die Sänger brauchten Geduld bei den vielen und langen Proben, sondern auch die Laienbrüder, als sie den großen Nußbaum beim Professorenheim fällten. Das war für manchen Professor eine »Bitternuß«, manch einer nahm »Ärgernuß« und im nächsten Herbst gibt es Verdruß, weil man um die Nüsse kämpfen muß.

Die Fastnachtswoche vom 12. bis 17. Februar, die Mitte des Schuljahres (Höhepunkt?!), brachte viel Abwechslung. Der Fastnachts-sonntag war durch eine große Anzahl Besucher ausgezeichnet. Die Oper »Joseph und seine Brüder« hatte also keineswegs an Zugkraft verloren, obwohl sie von den Sarner Studenten bereits das vierte Mal in einem halben Jahrhundert aufgeführt wurde. Sie vermochte sogar Seine Exzellenz Bischof Josephus Grüter zu einem zweiten Besuch ins Kollegi zu locken — natürlich nicht von Südafrika her. So war nun die Bedingung für das Versprechen Pater Rektors unerwartet früh erfüllt worden. Auch viele Veteranen, die Mitwirkenden von einst, nahmen großen Anteil an unsern Aufführungen. Selbst der Souffleur des Jahres 1912 begann einiges auswendig zu singen, als er auf die Oper zu sprechen kam. Die Schauspieler, Sänger und Orchesteranten gaben sich alle Mühe, die Theaterbesucher zu befriedigen. Besonders erhebend gestaltete sich der Schlußchor:

»Gott, wie so weise führst Du die Deinen
Auf dunklen Wegen endlich zum Glück!«

Pater Ivo als Dirigent und Pater Sigisbert als Regisseur leisteten Vortreffliches und verdienen den Dank aller Musik- und Theaterbessenen. Den von der Oper erregten Gemütern verschaffte das Lustspiel eine



Szene aus der Oper »Joseph«, 3. Akt:
Benjamin bittet den erzürnten Vater um Gnade für seine Brüder

willkommene Abspannung. In der »Pension Schöller« führten unsere Komödianten ein ergötzliches Bild von menschlicher Verkehrtheit vor.

In der langen Freizeit der Fastnachtstage konnten wir uns auf den gefrorenen Sarnersee mit den Schlittschuhen nach Herzenslust tummeln. Selbst »Bücherwürmer« waren weit draußen auf hoher See zu finden, weil hier die Gedanken ungehemmt dahin rollten.

Zum guten Abschluß des Faschings wurde am Abend des Fastnachtsdienstags im Theatersaal der Film »Die Weiße Majestät« vorgeführt. Es war dieser Titel gleichsam schon eine Vorahnung auf den Aschermittwoch, mit dem die strenge Arbeit wieder begann, zumal man vernahm, daß die neuen Zeugnisformulare bereits gedruckt seien:

Ja, in neuen Formularen
wird es sich nun offenbaren,
nicht nur, was ein jeder weiß,
sondern auch sein Fleiß.
Denn mit vielen Neuerungen
lockt man selbst verstockte Jungen.

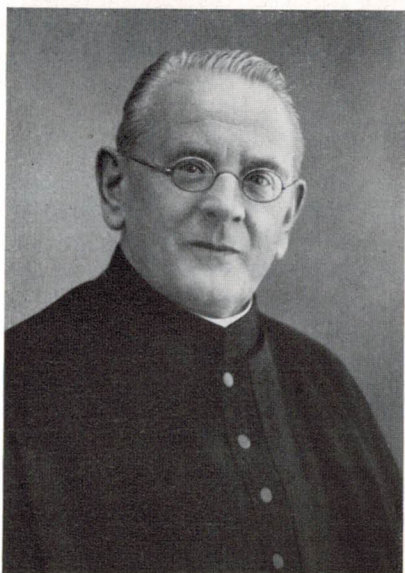
Indes hab ich noch von einem ernsten Ereignis zu berichten, das die verehrte Lesergemeinde der Kollegichronik sehr berührt. Am 22. Januar starb nach langem, geduldig ertragenem Leiden unser geliebter Lehrer, Pater Augustin Staub. Alle, die im Verlauf von 54 Jahren bei Pater Augustin in die Schule gingen, werden etwas von seinem Idealismus und goldenen Humor mitgenommen haben. In unseren Mühen wollen wir an seinen steten Frohsinn denken und ihm ein treues Andenken bewahren. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

Damit verabschiede ich mich, verehrte Leser der Kollegichronik, für diesmal und wünsche Ihnen alles Gute auf Ihren Lebensweg.

Wilhelm Salzgeber.

Unsere Toten

(Die Zahlen nach den Namen bezeichnen die Studienjahre am Kollegium.)



**P. Augustin Staub OSB.,
Professor, Sarnen.**

Wiederum ist ein unermüdlicher, pflichtgetreuer Lehrer und lieber Mitbruder aus unserm Kollegium in die ewige Heimat hinübergegangen. Still, kaum bemerkbar trat der Todesengel an den leidgeprüften Pater Senior heran. Eine kraftaufzehrende Alterskrankheit und ein quälendes Seelenleiden machten ihn zum stillen Dulder, bis der Tod Erlösung brachte. Eine große Schar ehemaliger Schüler im ganzen Schweizerland herum wird bei der Todesnachricht ein wenig innegehalten und in dankbarer Liebe und Trauer ihres einstigen Lehrers gedacht haben.

P. Augustin Staub wurde am 6. Sept. 1867 als Sohn des Klemens

Staub von Menzingen und der Anna Staub geb. Kempf aus Rheinau geboren und erhielt in der hl. Taufe den Namen Johann Baptist. Leider war sein Kinderglück von kurzer Dauer; mit sechs Jahren verlor er seinen Vater und mit zwölf Jahren die Mutter. Von den zwei Schwestern starb die eine

mit 17 Jahren, die andere trat in das Kloster Notkersegg, wo sie gegen fünfzig Jahre ein vorbildliches Ordensleben führte. »Hansli« kam nach dem Tode der Mutter zu den Pflegeeltern, Herrn Musikdirektor Staub und Frau Katharina Fuchs, nach Einsiedeln, die ihn wie ein eigenes Kind mit ihrem Sohne, dem spätern Pater Josef Staub OSB., Kapitularen von Einsiedeln, betreuten. Pater Augustin behauptete oft, die Menzinger kommen als Musikanten zur Welt. Er selbst war wirklich mit großem musikalischem Talente begabt, und bei Musikdirektor Staub hatte er die beste Gelegenheit, sich im Klavier- und Violinspiel auszubilden. Seine Studentenjahre in Einsiedeln zählte er zu den glücklichsten seines Lebens.

Im August 1886 trat er ins Kloster Muri-Gries ein und legte am 24. November 1887 die hl. Profeß ab in die Hände des drei Wochen zuvor erwählten Abtes Augustin Grüniger. Schon am 11. September 1890, am Feste Mariä Namen, wurde er zum Priester geweiht und feierte am 15. September, am Feste der sieben Schmerzen Mariä, seine Primiz. Noch hatte er den vierten Kurs Theologie zu studieren, dann wurde der junge Pater Kapellmeister des Stiftes und Katechet in St. Georgen, einer Fraktion der Klosterpfarrei Gries. Diese ihm so liebe Tätigkeit mußte er bald verlassen, er wurde im Januar 1891 nach Sarnen versetzt, um die Schulstunden des schwer erkrankten Paters Chrysostomus Ruinatscha zu übernehmen: Latein und Deutsch in der ersten und zweiten Gymnasialklasse. Diese Versetzung bedeutete für Pater Augustin ein schweres Opfer; unter Tränen nahm er vom lieb gewordenen Kloster Abschied. In Sarnen begann er, wie er selber schreibt, »mit schwerem Herzen et multis cum lacrimis« seine Lehrtätigkeit. Daß er eine Zeitlang auch die Präfektur der Philosophen innehatte, hat ihm seine erste Tätigkeit in Sarnen wohl kaum erleichtert. Aber willig und mit nie ermüdendem Eifer übernahm er die immer größer werdende Arbeitslast. Er wurde der offizielle Organist, spielte im Orchester die erste Violine, später die Viola, stellte sich bei den Proben prompt zur Verfügung, und nach den Schulstunden hatte er erst noch die ermüdenden Klavier- und Violinstunden zu geben. Mehrere Jahre erteilte er auch Unterricht in der italienischen Sprache.

Seine eigentliche Schuitätigkeit war und blieb der Unterricht in der lateinischen Sprache; er durchschritt die ganze Stufenleiter der Klassen; von 1912 bis 1936 hatte er darin die Maturitätsprüfung abzunehmen. Dieser Unterricht war ihm wirklich Herzenssache und heilige Pflicht. Mißerfolge betrübten ihn in den ersten Jahren schwer. Wenn Schularbeiten schlecht ausfielen, konnte er Tränen vergießen. Mit der Zeit fand er sich leichter damit ab, er war wie sein Mitbruder Pater Maurus Gentinetta der Ansicht: »Das kommt alles von der Erbsünd!« Aber bis in sein letztes Schuljahr schulmeisterte er mit jugendlichem Eifer und Interesse und suchte seinen Schülern ein korrektes, mit schönen Wendungen geschmücktes Latein beizubringen. Eine Arbeit von größter Wichtigkeit war für ihn die Korrektur der

schriftlichen Arbeiten; er unterstrich mit blauem Stift je nach dem Vergehen gegen Grammatik und Syntax ein-, zwei- oder dreimal und setzte an den Rand ein kräftiges Wort des Tadels mit mehreren Ausrufzeichen. Da er einen frischen, beweglichen Geist besaß, waren auch seine Schulstunden stets belebt, und seine gelungenen und witzigen Bemerkungen hielten die Langeweile fern. In den obersten Klassen wurden die Schüler nicht ohne Grund der allzu vielen Grammatikproben überdrüssig. Bei der Lektüre der lateinischen Klassiker geriet er in begeisterte Erröfung. — Als Pater Augustin und der Schreiber dieses 1923 in Rom und Frascati waren, ließ er sich von der Hitze der ersten Septembertage nicht abhalten, den mühsamen Weg zum einstigen Tusculum Ciceros hinaufzugehen, wo er dann, in Schweiß gebadet, den Anfang der Rede Ciceros De imperio Cn. Pompei zum besten gab. Der Begleiter mußte den römischen Senat vertreten. Dann war er hochbefriedigt und sagte: »Das war ich dem Cicero schuldig.« — Am 12. Juli 1941 konnte er das hundertste Semester seiner Lehrtätigkeit feiern, aber er verbat sich jede äußere Kundgebung. Noch war er nicht arbeitsmüde, er sagte: »Solange Gott will, will auch ich.« Erst nach 53 Jahren eifrigster Lehrtätigkeit, durch Krankheit genötigt, nahm er Abschied von der Schule. Welch eine große Zahl von Schülern ist mit ihm durch das Gymnasium gegangen! Und allen hat er ein treues Andenken bewahrt. Er schreibt in einer Notiz: »Mit Wehmut denke ich an so viele liebe Schüler, die mir im Tode vorausgegangen sind, und die noch lebenden bitte ich, mir alle meine Bosheiten zu verzeihen und mir ein gutes Sterbestündlein zu erleben.«

Pater Augustin war vielen einstigen Schülern ein treuer, besorgter Freund geblieben; er hatte überhaupt einen großen Freundeskreis. Die Treue war ihm kein »leerer Wahn«, sie war ihm Pflicht und Bedürfnis. Er nahm wärmsten Anteil an den Lebensgeschicken seiner Freunde; er konnte sich mit ganzer Seele am Glück derselben freuen, aber auch mit innigster Teilnahme das Leid mittragen und Tröst spenden. Dazu kam mit der Zeit eine ausgiebige Korrespondenz, und er war prompt in der Beantwortung, aber er verlangte auch regelmäßig benachrichtigt zu werden. Selbstverständlich wurde Pater Augustin von vielen Freunden zum Besuche in die Ferien eingeladen, und er suchte möglichst allen zu entsprechen. So waren seine Ferien fast ausschließlich den Besuchen befreundeter Familien gewidmet. Er brachte überallhin Freude und herzliche Fröhlichkeit. Er mußte manche Neckereien hören über seine Reiselust. — Diese Ferienreisen liefen nicht immer ohne Abenteuer ab. So stieg er einmal in Vitznau in ein Paddelboot, dessen trügerische Art er nicht kannte, und fiel sofort ins Wasser. Natürlich waren lachende Lebensretter genug zur Hand. Ein verehrter Mitbruder und Freund von Einsiedeln verherrlichte dieses Erlebnis in einem köstlichen Gedichte. Solche Abenteuer und Mißgeschicke hätten geheim bleiben sollen, aber oft verriet er sie selber; denn bei aller geistigen Lebhaftigkeit haftete ihm doch eine gewisse Naivität und Arglosigkeit an.

In der Kommunität pflegte er trotz seiner etwas betonten Selbstsicherheit im Reden und Handeln den schönen und herzlichen Familiengeist. In gesunden Tagen war er häufig das Objekt von Neckereien und boshaften Streichen, er quittierte sie mit einem träfen Spruch und nahm auch das Recht der Wiedervergeltung in Anspruch. Wo er konnte, war er dienstbereit. Und er war ein Mann der Ordnung; stets mußte alles am rechten Platze sein und zur rechten Zeit geschehen. In seinen Ordens- und Priesterpflichten nahm er es ebenfalls genau und war auch hierin von einem unentwegten Eifer be-seelt. Seine Frömmigkeit war kindlich und herzlich; er betete viel, besonders auch für seine Freunde und deren Anliegen. Das Memento für die Lebenden und Verstorbenen in der hl. Messe nahm immer geraume Zeit in Anspruch. So oft er konnte, namentlich in den Ferien, leistete er Aushilfe in der Seel-sorge.

Gott bescherte ihm das seltene Glück, das goldene Profess- und Priesterjubiläum in völliger geistiger und körperlicher Gesundheit zu feiern. Es waren Freudentage, die ihm das Alter mit goldenem Sonnenschein verklärten.

Im Mai 1945, am Dreifaltigkeitssonntag, begann Pater Augustins Leidenszeit. Fast plötzlich verlor er sein seelisches Gleichgewicht; schwermütige und ängstliche Gedanken, Zweifel an seinem ewigen Heile benahmen ihm jeden Humor, alle Freude an Musik und Gesang; er wollte nichts mehr wissen von Zeitungen, Korrespondenzen, von freundschaftlichen Beziehungen und Besuchen, war keinem Trostwort mehr zugänglich. Er mußte alles zum Opfer bringen und ganz arm werden. So führte er ein stilles Dulderleben, bis er am 22. Januar abends 9 Uhr ohne Todeskampf hinüberschlummern konnte, um den vollen Gotteslohn für sein reiches, gottgeweihtes Arbeitsleben und für die Nacht des Leidens in Empfang zu nehmen. R. I. P. P. Plazidus.

Herr René Bayard, Notar und Gerichtsschreiber, Leuk (1914—1918).

Die Liebe ist mächtiger als der Tod.

Innerhalb eines Monates drei Klassengenossen ins frühe Grab steigen zu sehen, stimmt nachdenklich und weckt ein eindringliches Memento mori. — René Bayard ist der dritte der Maturaklasse von 1918, dessen Herz der allmächtige Diktator Tod im Spätherbst 1946 stillstehen hieß, kaum daß es 50 Jahre geschlagen hatte. — Das Städtchen Leuk war die Heimat dieses urchigen Wallisers, dem die Vorsehung eine männlich schöne Natur und Statur verliehen hatte. Im Herbst 1914, während des ersten Weltkrieges, kam der allzeit muntere René zu uns in die 5. Gymnasialklasse nach Sarnen. Schon vom ersten Tage an setzte sich seine etwas laute und robuste Art und sein unbändiges Temperament bei seinen Mitschülern durch. Die Geradheit seines

Charakters haßte alle Schminke und Verstellung; was er dachte und fühlte, sprach er, willkommen oder nicht, ebenso ungeschminkt aus. Und wenn sein Walliser Zorn ihn packte, und das war nicht selten der Fall, so glaubte man das Grollen eines Gewitters im Hochgebirge oder das Poltern einer Lawine zu vornehmen, und es drangen da mitunter Worte an das Ohr der verblüfften Zuhörer, die dem Bodensatz der Seele entnommen zu sein schienen. Aber bald war wieder schönes Wetter; denn René gehörte zu den Fröhlichsten unter den Frohen, sei es beim Spiel auf dem Seefeld oder beim Spaziergang, oder sei es als schneidiger Subsylvaner bei Kommers und Becherklang. Den harten »Walliser Schädel« kehrte er in eifrigen Disputen mit seinen engern Landsmännern, den unvergeßlichen Patres Maurus Gentinetta und Rupert Hänni, hervor; da rieb sich Granit an Granit! Nach erfolgreich bestandener Matura widmete sich der nicht auf Rosen gebettete junge Mann an der katholischen Universität Freiburg den juristischen Studien, kehrte nach wenigen Semestern heim, machte das kantonale Notariatsexamen und wurde bald darauf zum Gerichtsschreiber des Bezirkes Leuk gewählt. Dieses Amt versah der Erkorene zur Zufriedenheit seiner Mitbürger treu und gewissenhaft bis zu seinem allzu frühen Tode. Das Vertrauen der Leuker berief ihn auch in den Bürgerrat. Wie schon in seiner Studentenzeit, stellte René seine nicht unbedeutenden gesanglichen und musikalischen Fähigkeiten in den Dienst der Mitmenschen: die Leuker Stadtmusik profitierte von seiner Fertigkeit im Klarinettspiel, und der Kirchenchor und Gesangverein schätzten seine kräftige und sichere Tenorstimme.

In Frä. Vivia von Werra, für welches er schon als Maturand schwärmte, fand er eine verständnisvolle, ebenso kluge wie tapfere Frau, die sein heftiges Naturell zu zügeln und ihn in rechten Bahnen zu halten wußte. Der harmonischen Ehe blieb zwar ein männlicher Sproß versagt, dennoch war das Glück im Dreimäderlhaus heimisch, bis plötzlich, buchstäblich über Nacht, schweres Leid einbrach und die helle Lebensfreude in tiefen Schmerz verwandelte. Am 22. November befahlen den in der vollen Manneskraft stehenden Familienvater unerträgliche Leidschmerzen, gegen die keine Mittel helfen wollten. Eine gefährliche Darmverwicklung machte im Spital zu Brig eine rasche Operation nötig, zu welcher infolge Diabetes eine allgemeine Vergiftung hinzukam. Bis zuletzt bei vollem Verstand, betete der Sterbende mit seinen Lieben bis zum bitteren Ende, das am 26. November erfolgte. Der schwergeprüften Familie, die einen vorbildlichen Gatten und Vater verlor, dem die Seinen alles waren, sprechen wir auch hier unser herzliches Beileid aus. Der christliche Glaube bewirkt zwar nicht, daß wir den Schmerz über den Verlust liebster Angehöriger nicht fühlen, aber er erfüllt uns mit Trost und Hoffnung, denn eben dieser Glaube lehrt uns, daß die Trennung nur vorübergehend ist und ein ewiges Wiedersehen unser wartet. Dank Dir, treuer Kamerad, für die frohen Stunden, die Du uns bereitet, und die anhängliche Freundschaft, die Du uns bewahrt hast! Auf Wiedersehen über den Sternen! P. Bonaventura, Rektor.

Amtsschreiber Hans Felber, Luzern (1892—1899).

Am 8. Februar 1947 starb nach längerem Leiden Amtsschreiber Hans Felber. Am Mittwoch darauf wurde ihm von lieben Angehörigen und Freunden, Berufs- und Sängerkollegen die wohlverdiente letzte Ehre erwiesen.

Hans Felber wurde am 27. September 1876 in Reiden als Sohn der Eltern Gregor und Elisabeth Felber-Berger geboren. In der anmutigen Landschaft des Wigger- und Surentales wuchs er heiter neben Klee und Korn und Halm auf und half seinen Eltern lauern und backen.

Da Hans Felber treffliche Anlagen des Gemütes und Geistes entwickelte, entschlossen sich seine Eltern, ihn nach Wunsch studieren zu lassen. Nachdem der Knabe die Primarschule hinter sich hatte, ging er zunächst zur Weiterbildung an die Mittelschule in Sursee. Bald darauf zog er jedoch als fröhlicher Student ans Gymnasium von Sarnen. Hier bestand er sieben Jahre später die Maturität. Am Kollegium Sarnen galt Hans Felber als ausgezeichnete Sänger, dem Hauptrollen anvertraut werden konnten. So meisterte er zum Beispiel im Jahre 1899 bei der Aufführung der Oper »Joseph und seine Brüder« die Rolle des Joseph. Temperament und Neigung führten den hoffnungsvollen Studenten zur Jurisprudenz. Nacheinander bewegte sich nun Hans Felber als akademischer Bürger auf den Universitäten von Freiburg im Breisgau, München, Bern und Zürich. Das muß für den lieben Verstorbenen nicht nur eine lehrreiche, sondern auch eine herrlich-fröhliche Zeit gewesen sein. Die Erinnerung daran vermochte das Gemüt Hans Felbers nicht bloß dauernd zu erquickern, sondern bewirkte auch zu seinem Glücke und unserer Freude, daß er wie ein Pragerstudent durch die Jahre wanderte und wie ein feucht-fröhlicher civis academicus lebte.

In Sursee ließ sich Hans Felber in die juristische Praxis einführen. Er nützte jedoch das Anwaltspatent nicht aus, sondern ließ sich, eine sich gerade bietende Gelegenheit ergreifend, als Amtsschreiber des Statthalteramtes Luzern in den Staatsdienst wählen. Jahrzehntlang füllte nun der sachkundige und arbeitsfreudige Amtsschreiber Protokoll um Protokoll. Pflichttreue, Zuverlässigkeit und Zuvorkommenheit zeichneten den Verstorbenen aus, so daß er sich Achtung und Anerkennung zu verschaffen wußte.

Hinter einem etwas verschlossenen Charakter klopfte stetsfort ein gütiges Herz. Hans Felber wurde durch den Beruf nicht verdorben, sondern bewahrte sich zur Güte auch Verständnis für die armen Sünder, mit denen er sich beruflich zu befassen hatte. Entrüstung und Ueberheblichkeit waren ihm ferne; denn er sah, daß nach dem Plane der Schöpfung ein Sünder dem andern diene.

Im Jahre 1937 ließ sich Hans Felber pensionieren, er konnte indessen sein otium cum dignitate nicht untätig genießen, da er während der Kriegsjahre 1939/44 stellvertretungsweise bei den Statthalterämtern von Luzern-Stadt und -Land sowie von Willisau als außerordentlicher Untersuchungsrichter zu amten hatte.

In Luzern fand Hans Felber gesellschaftlich rasch Anschluß. Ganz selbstverständlich war, daß er seine musikalische Begabung nicht brach liegen lassen wollte. Im Jahre 1905 hatte der Männerchor Luzern die Ehre, Hans Felber als Sänger aufzunehmen, als dessen Aktivveteran er nun gestorben ist. Jahrzehntlang hat der liebe Verstorbene in seinem Chore musikalisch und gesellschaftlich aufbauend mitgewirkt. In früheren Jahren hat er das Sängerblatt des Männerchor Luzern mit Vorbseprechungen bedient. Vor zwei Jahren ließ er sich sogar zum Redaktor dieses Blattes wählen. Nun hat Freund Hein ihm die Feder aus der Hand genommen. Hans Felber war nicht nur ein guter Sänger, sondern auch ein treuer Kamerad, ausgeglichen wie das Tal, das ihm Wiege war, ein Mensch mit reicher Lebenserfahrung.

Wenn wir auch ergriffen am Grabe dieses Vaters und Beamten, Freundes und Sängers stehen, so dürfen wir zur Mäßigung unserer Trauer doch auch nicht vergessen, daß der Tod als erlösender Engel an Hans Felber herangetreten ist, und daß der Verstorbene nicht nur durch das Leben, sondern auch durch den Glauben seiner Väter realistisch genug geworden war, um klar zu wissen, daß auch er, wie jedes Blatt, einmal fallen mußte. Hans Felber ging in seinem Glauben, wonach das Leben keinen menschlich tragbaren Sinn hätte, wenn es keinen Frühling und keine Auferstehung gäbe, gelassen und getröstet hinüber ins Paradies, wo die Hoffnung von uns allen leben muß.

In diesem Sinne verabschieden wir uns von unserm Freund, der nicht nur in unserer Erinnerung, sondern auch in seinen Söhnen weiterlebt. Während Hans Felber ausruht, wandern wir noch eine Weile weiter.

Dr. Heinrich Marfurt, Luzern.

Personalnachrichten

Geistliche Ämter und Würden

Der hochwürdigste Bischof von Basel ernannte H. H. Spiritual Josef Eggenchwiler, Solothurn, zum Ehrendomherrn. — Der bisherige Pfarrer von Äschi (Sol.), H. H. Albert Dillier, wurde als Pfarrer von Binningen (Bsl.) installiert. H. H. Adolf Lang hat eines hartnäckigen Halsleidens wegen als Pfarrer von Möhlin resigniert und bekam vom hochwst. Bischof die Stelle eines Hausgeistlichen im Antoniusheim in Unterägeri zugewiesen. Beste Wünsche zur Genesung! — Monsieur l'Abbé G. Chassot, vicaire de Bière, a été nommé curé de Payerne (Vd.). — H. H. Adolf Fries waltet als Kustos im Stifte Beromünster.

Jubiläen

H. H. P. Leo Baumeler, OSB, Spiritual in Hermetschwil, konnte noch im alten Jahr die Jubelprofeß begehen, die er aber in aller Stille im Heiligtum Unserer Lieben Frau von Einsiedeln feierte. — Die beiden Altsarner Herr Apotheker Dr. Franz Sidler und Herr Musikdirektor Alfred Gaßmann konnten am letzten Tag des alten Jahres in voller Rüstigkeit in Vitznau den 70. Geburtstag feiern. — In Lausanne beging der verdiente Bundesrichter Herr Dr. Jakob Strebel den 60. Geburtstag.

Berufungen

Herr Edmund Gay von Sitten wurde zum Präsidenten des Schweizerischen Automobilklubs erkoren. — Herr Peter Brodmann von Oberwil erhielt die Berufung an die Bezirksschule Therwil. — Der Administrationsrat des Knabenerziehungsheims »Thurhof« in Oberbüren, St. Gallen, berief Herrn Dr. phil. Hugo Frey zum neuen Vorsteher des Institutes.

Militärische Beförderungen

Herr Titus Zangger von Grüningen wurde Oberleutnant der Motortransporttruppe und Herr Dominik Dusser Oberleutnant der Verpflegungstruppe. — Herr Otto Koch, cand. med., wurde ebenfalls zum Oberleutnant befördert.

Examen

Herr Franz Xaver Meier von Würenlingen hat in Freiburg das Doktorat in der Nationalökonomie gemacht. — Herr Josef Estermann meldet aus Bern sein medizinisches Staatsexamen. — In Zürich hat bei einem Minimum an Semestern, aber mit maximalem Erfolg Herr Edwin Schwammburger von Villmergen das medizinische Staatsexamen gemacht. — Herr Josef Dinkel von Eiken schreibt sich cand. med. — Herr Robert Soliva von Rabius eroberte sich das erste Vordiplom als Agronom. — H. H. P. Dominik Loepfe, OSB, Sarnen, hat an der Universität Freiburg auf Grund seiner Dissertation über »Die Tugendlehre des hl. Ambrosius« den theologischen Doktor erlangt.

Vermählungen und Verlobungen

Monsieur Gustave Theubet, Porrentruy, et Mademoiselle Colette Steinbach de Montbéliard (France) ont reçu la bénédiction nuptiale. — Herr Dr. med. Josef Bieri, Wolhusen, hat sich mit Frl. Hildegard Butz von Neuhausen und Herr Edwin Schwammburger, Arzt, mit Fräulein Frieda Wey von Villmergen verlobt.

Familienzuwachs

Herr und Frau Marco Schumacher-Vogel, Luzern, begrüßten freudig ihren zweiten Sohn Marco Louis Albert. — Herr und Frau Dr. Karl Schärer-Breitenstein, Muri, sonnen sich im Glück der jüngst angekommenen Tochter Gabriele. — Herr und Frau Alois Stockmann-von Matt, Sarnen, freuen sich über die Ankunft des vierten Kindes Luzia-Maria. — Herr und Frau Claudio Hirschbühl-Zanolari, Chur, melden die Geburt des zweiten Sohnes Guido.

Allen viel Glück und Segen!

Mitteilungen

Das Kollegium verdankt und erwidert alle mit der Einzahlung gesandten Grüße.

Vielen Altsarnern scheint die neue Telephonnummer **8 60 22** des Kollegiums noch nicht bekannt zu sein, so daß sie keine Verbindung herstellen können, obwohl es automatisch auf die zweite vorhandene Linie umschaltet, falls die richtig eingestellte Nummer besetzt sein sollte.

Die volle Unterschrift der Verfasser unter den Artikeln in frühern, in der jetzigen und in folgenden Nummern der Kollegi-Chronik ist auf Wunsch der Leser das Werk der Redaktion. Die Demut der Mitarbeiter wollte sich durchgehends hinter der Anonymität ihrer Initialen verstecken. Man liest aber einen schönen Aufsatz viel lieber und zeigt mehr Interesse daran, wenn man den Verfasser kennt. Und es ist mit dem Evangelium sicher vereinbar, wenn das Licht auf den Scheffel gestellt wird.

Im Dezember des alten Jahres überreichte der Zentralsekretär der Schweizerischen Caritaszentrale Dr. Crivelli dem Hl. Vater die erste Million Lire für den Wiederaufbau des Klosters Monte Cassino. Die Summe wurde laut Mitteilung des päpstlichen Staatssekretariates sofort dem hochwst. Erzabt Ildefons Rea von Monte Cassino ausgehändigt. In dieser Summe ist nun auch die Spende der Altsarner, die (in Lire) immerhin eine sechsstellige Zahl ausmacht, wenn auch zuzugeben ist, daß mancher unbeschadet seiner Börse auf Postscheck VII 1577 (Montecassino = S) eine größere Gabe hätte notieren können.

Redaktionsschluß für die nächste Nummer: 15. April 1947.
Verantwortliche Schriftleitung: Dr. P. Bonaventura Thommen.
Druck: Buchdruckerei Louis Ehrli & Cie., Sarnen.
Expedition: P. Rupert Amschwand, Kollegium, Sarnen.
Die Kollegi-Chronik erscheint viermal während eines Schuljahres.
Bezugspreis: Fr. 3.—, Postscheck VII 6875, Kollegi-Chronik, Sarnen.